

SILVIA AVALLONE

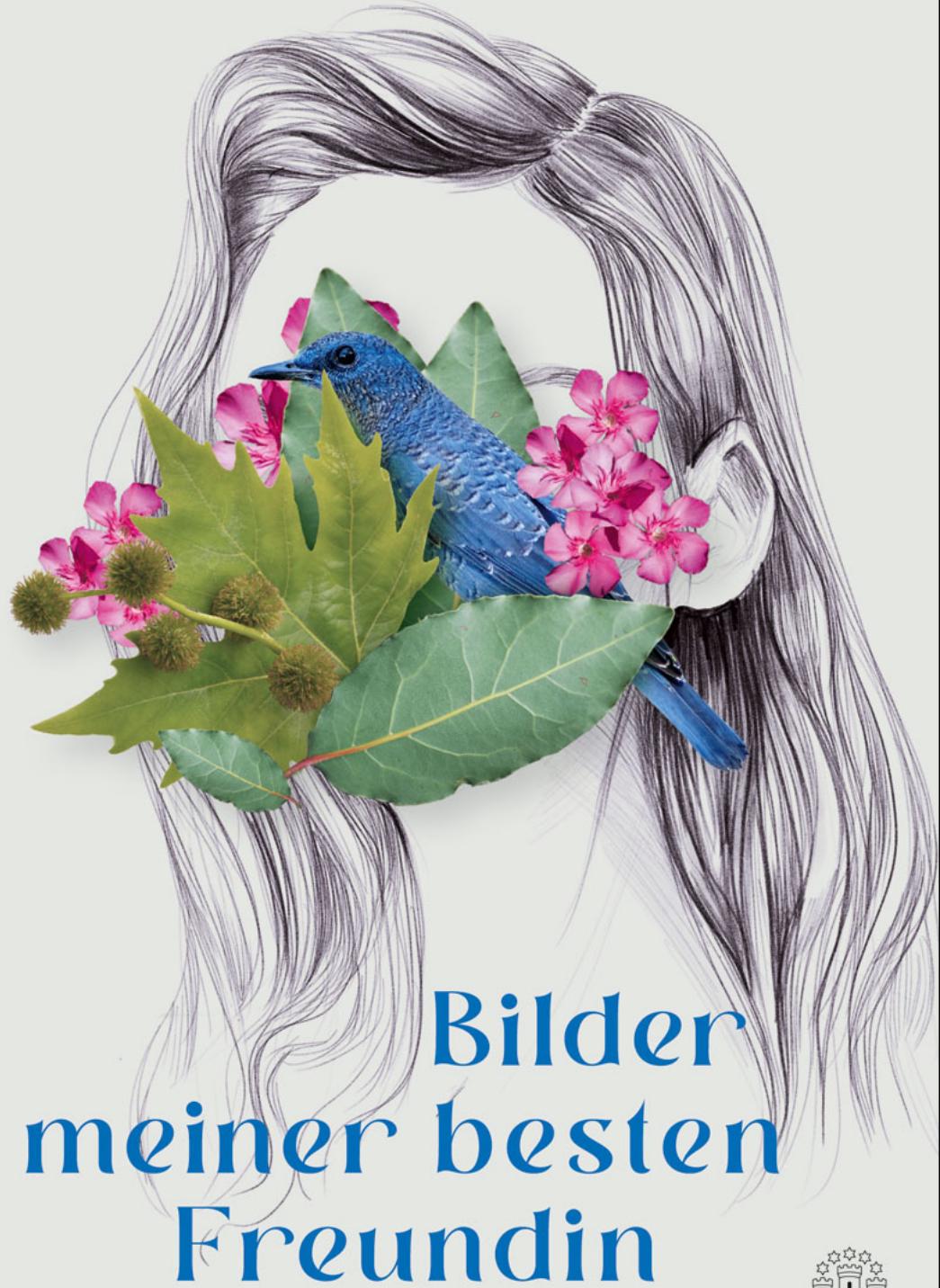


Bilder meiner besten Freundin

Hoffmann und Campe Roman



SILVIA AVALLONE



Bilder
meiner besten
Freundin

Hoffmann und Campe Roman





Silvia Avallone

Bilder meiner besten Freundin

Roman

Aus dem Italienischen von Michael von Killisch-Horn

Hoffmann und Campe

Für meinen Vater

»Wozu leben wir?«
»Ich weiß es nicht.«
»Ich auch nicht. Aber ich bezweifle, dass es ums
Gewinnen geht.«

Jonathan Franzen, *Die Korrekturen*

Die Tagebücher

Bologna, 18. Dezember 2019

2 Uhr

Die tiefe Dunkelheit war der Ort, der mir als kleines Mädchen am meisten Angst gemacht hatte. Ich brauchte nur in die Garage hinunterzugehen, ohne auf den Schalter zu drücken, die Kellertür anzulehnen, und schon war sie da, stumm und tief. Auf der Lauer.

In der tiefen Dunkelheit konnte sich jede Gefahr einnisten. Hexen, schreckliche Tiere, Ungeheuer ohne Gesicht, aber auch nichts: die Leere. Ich glaube, das war der Grund, der mich gezwungen hat, so unvernünftig lange bei meiner Mutter zu schlafen, dass ich mich schäme, davon zu sprechen.

Jetzt, mit dreiunddreißig, blicke ich in die tiefe Dunkelheit meines Zimmers, und mir ist, als hörte ich meine alten Tagebücher in dem Versteck ächzen, in dem ich sie begraben habe, nachdem ich dich verloren hatte. Fünf Jahre Gymnasium und eines an der Universität, nacherzählt in flatteriger Handschrift, Posca-Marker und Silberflitter, stumm geschaltet und ruhiggestellt wie in einem abgeschalteten Reaktor.

Seit wir keine Freundinnen mehr sind, habe ich aufgehört, Aufzeichnungen über das Leben zu machen.

*

Ich setze mich auf mein Bett. In einem Anfall von Reife begreife ich, dass der Moment gekommen ist, mich zu erinnern, mich dir zu stellen. Andernfalls werde ich keine kluge Entscheidung treffen, was dich betrifft.

Ich hole die Leiter aus der Abstellkammer, steige zwei Sprossen hinauf und halte inne, weil ich mich wie eine Diebin fühle. Wovon?, frage ich mich. Meiner eigenen Vergangenheit?

Oben angekommen, habe ich Herzrasen. Ich strecke die Hand in den Staub, der den Schrank bedeckt, und hole alle sechs Tagebücher aus der tiefen Dunkelheit hervor.

Ich trage sie zum Nachttisch ins Licht. Sie hier neben mir zu haben ist wie ein Schlag in die Magengrube. Angesichts der rosa, geblümten, goldenen Umschläge empfinde ich das Bedürfnis, die Dinge sofort klarzustellen: Zwischen mir und dir ist kein Frieden möglich, Beatrice.

Ich lege eine Hand auf den lila Umschlag des Notizbuchs 2000-2001, in Versuchung, aber noch unentschlossen, ob ich es öffnen soll oder nicht. Und während ich mit mir selbst kämpfe, entziehen sich meine Finger der Kontrolle und schieben sich von ganz allein zwischen die Seiten. Das Tagebuch klappt auf, und ein verblasstes Polaroid kommt

zum Vorschein, eines von denen, die mein Vater aufgenommen hatte.

Ich nehme es und halte es in das Licht der Glühbirne. Ich erkenne mich als kleines Mädchen, mit kurzem Haar, einem Sweatshirt der Misfits und einem verängstigten Lächeln. Und ich erkenne dich, das genaue Gegenteil von mir. Mit der prächtigen Mähne, dem roten Lippenstift und den violetten Fingernägeln; du umarmst mich und lachst laut. Ich ertrage es nicht, dich zu sehen.

Ich drehe das Foto um. Auf der Rückseite steht: »Für immer Freundinnen«. Das Datum: »4. Juni 2001«.

Ich weiß nicht, wann mir das zuletzt passiert ist, aber ich breche in Tränen aus.

Teil Eins

Bevor alle sie kannten

(2000)

1

Der Jeansdiebstahl

Wenn diese Geschichte einen Anfang haben muss, und sie muss zwangsläufig einen haben, dann will ich mit dem Jeansdiebstahl beginnen.

Es ist nicht so wichtig, dass er nicht mit dem chronologischen Beginn der Ereignisse zusammenfällt und dass wir uns an dem Nachmittag bereits kannten. Wir zwei sind dort bei der Flucht auf einem Motorroller geboren worden.

Allerdings muss ich vorher noch etwas Wichtiges klären. Das fällt mir schwer und macht mich nervös, aber es wäre nicht richtig, so zu tun, als wäre die Beatrice, um die es geht, irgendeine Beatrice. Der Leser würde ganz ruhig beginnen, und dann, sobald er entdeckt, dass es sich um dich handelt, zusammenzucken und rufen: »Aber das ist ja *sie*?!« Und er würde sich auf den Arm genommen fühlen. Daher kann ich leider nicht verschweigen, was aus dem

jungen Mädchen meiner Tagebücher geworden ist: eine öffentliche Persönlichkeit, eine von den allgegenwärtigen. Ich würde sogar sagen, es gibt niemanden auf der Welt, der allgegenwärtiger ist als du.

*

Die Person, von der ich spreche, ist in der Tat Beatrice Rossetti.

Ja, *sie*.

Aber bevor alle auf dem gesamten Planeten sie kennenlernten und man zu jeder Tages- und Nachtzeit wusste, wo sie war und welche Kleidung sie trug, war Beatrice ein normales Mädchen, war sie meine Freundin.

Die beste, um genau zu sein, die einzige, die ich hatte. Auch wenn sich das niemand vorstellen kann, und ich habe stets darauf geachtet, es für mich zu behalten.

Ich spreche von einer Zeit, die lange zurückliegt, als die Welt noch nicht von ihren Fotos überschwemmt war und ihr Nachname bei seiner bloßen Erwähnung endlose Diskussionen, erbitterte Auseinandersetzungen auslöste. Die Erdpole, die Ozeane, die Landmassen erbebten nicht, sobald sie einen augenzwinkernden Blick, ein Kostüm, ein romantisches Abendessen in Begleitung eines hübschen jungen Mannes oben auf dem Burj Khalifa veröffentlichte. Denn für die überwältigende Mehrheit von uns existierte das Internet gar nicht.

Ich habe niemals die Kontrolle über das Geheimnis verloren, das ich über unsere Freundschaft gebreitet habe. Und wenn ich es heute lüfte, dann nur, um mit mir ins Reine zu kommen. Das Geständnis beginnt und endet im Übrigen hier in diesem privaten Raum mit verschlossener Tür, der für mich immer schon das Schreiben ist.

Es würde mir nie einfallen, es herumzuerzählen oder damit zu prahlen. Und wer würde mir schon glauben? Wenn ich es beispielsweise auch nur meinen Kollegen gegenüber erwähnen würde: »Ich kenne die Rossetti, wir waren zusammen in der Schule«, weiß ich schon, dass sie mich mit bohrenden Fragen bestürmen würden. Und für sie wäre abgemacht, dass es zwischen uns nur ein paar Ciao und ein paar zufällige Blicke gegeben hatte; nicht auszudenken, dass eine wie *sie* und eine wie *ich* Freundinnen werden könnten.

Sie würden pikante, besser noch peinliche Details aus mir herauslocken und ihre Göttlichkeit durch Fangfragen auf Sünde reduzieren: »Sag mal, hat sie sich operieren lassen?« – »Wem hat sie sich hingegeben, um *so berühmt* zu werden?«

Aber sie würden die falsche Person fragen, denn ich kannte nicht »die Rossetti«; ich weiß, wer Beatrice ist. Die Auslassungen in den Biographien, die Fragen, denen sie in den Interviews ausgewichen ist, die Lücken und Verluste, von denen sich nirgends eine Spur findet, ich habe sie bewahrt. Zusammen mit unseren Augenblicken kindlichen und himmelschreienden Glücks, die niemanden

interessieren, die mir aber heute noch Gänsehaut verursachen.

Nach ihr habe ich andere Freundschaften gesucht, aber ohne mich zu engagieren. In meinem Inneren wusste ich, dass diese Magie aus Geheimnissen und Schlupfwinkeln, in denen wir uns verstecken konnten, zwischen mir, Elisa Cerruti, der vollkommen Unbekannten, und Beatrice Rossetti, der unvorstellbar Berühmten, nur in der neunten Klasse entstehen konnte. Und was kann es für mich, die ich sie verloren habe, schon ändern, wenn alle da draußen sie idealisieren, beweihräuchern, kreuzigen, hassen und so oder so zu kennen glauben?

Sie wissen gar nichts von ihr, denke ich.

Denn sie war *meine* beste Freundin in unverdächtigen Zeiten. Und ich habe die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen alle fünf Tagebücher aus dem Gymnasium und das aus dem ersten Universitätsjahr gelesen. Und dann habe ich lange den Schreibtisch vor dem Fenster betrachtet und den Computer, den ich bis heute nur für die Arbeit benutzt habe. Ich bin dagestanden und habe ihn ängstlich angestarrt. Denn als junges Mädchen war ich überzeugt, dass ich gut schreiben könnte, und glaubte, ich würde tatsächlich Schriftstellerin werden. Doch ich habe mein Ziel nicht erreicht. Während Beatrice *ein Traum* geworden ist.

Allerdings spüre ich, dass die Bea, die niemand kennt, darauf drängt, zum Vorschein zu kommen. Ich habe diese Leere so lange in mir getragen, dass es mir egal ist, ob ich

ihr gewachsen bin oder nicht. Ich will nichts beweisen. Nur erzählen. Zugeben, dass ich das alles immer noch empfinde: Enttäuschung, Wut, Sehnsucht. Und ich weiß nicht, ob das zu sagen Kapitulation oder Befreiung ist; ich werde es am Ende herausfinden.

Was ich mir jetzt zurückerobern will, ist der Anfang.

*

Also, der Jeansdiebstahl.

Am 11. November 2000 - so steht es im Tagebuch der neunten Klasse -, ein bedrückender Samstag, an dem der Regen gegen die Fensterscheibe schlug und es mich wie alle Gleichaltrigen unausweichlich dazu drängte, rauszugehen, mich zu vergnügen und einen Haufen Freunde zu haben, saß ich deprimiert und untätig in meinem Zimmer. Auch Beatrice war damals, so absurd das heute klingen mag, nicht sehr beliebt. Sie hatte vermutlich sogar noch weniger Freunde als ich, als sie mich gegen halb drei, nach dem Essen, über das Festnetz anrief.

Und ich war tatsächlich der letzte Strohhalm. Ich lebte seit wenig mehr als vier Monaten in jener Stadt, und ich hatte mich nicht nur nicht integriert, ich hatte mich auch nicht damit abgefunden; ich wollte nur noch sterben.

Nach der Schule hatte ich wie üblich schweigend mit meinem Vater zu Mittag gegessen, dann hatte ich mich in mein Zimmer verkrochen, mir die Stöpsel des Walkmans in die Ohren gesteckt und an der Liste von Adjektiven -

»einsam«, »rötlich«, »betagt« - für die Platane in der Mitte des Hinterhofs weitergearbeitet. Schließlich hatte ich die Lust dran verloren, nach Wörtern zu suchen, und das Tagebuch auf den Boden geworfen. Ich saß im Schneidersitz auf dem Bett, fertig mit der Welt, als Papa klopfte. Ich reagierte natürlich nicht. Ich schaltete die Musik aus. Er wartete. Klopfte erneut, und ich reagierte wieder nicht. Das war eine Art Wettstreit, wer sturer war. Bis er die Tür öffnete und mit Sicherheitsabstand hereinschaute. »Da ist eine Mitschülerin von dir am Telefon, sie heißt Beatrice.«

Mir blieb fast das Herz stehen.

»Na los, sie wartet auf dich«, drängte er, da ich mich nicht rührte.

Es war deutlich zu sehen, dass er sich freute; er glaubte, ich würde endlich anfangen, Freundschaften zu schließen, aber er irrte sich. Vor diesem Anruf waren Beatrice und ich alles andere als Freundinnen gewesen. Sie hatte mir zuerst etwas vorgemacht, und dann hatte sie mich nur noch ignoriert. In der Schule hatte sie so getan, als sähe sie mich nicht. Schlimmer als diejenigen, die sich über mich lustig machten: absolute Gleichgültigkeit.

»Gehst du mit mir in die Stadt?«, fragte sie, als ich den Hörer am Ohr hatte.

»Wann?«

»In einer halben bis einer Stunde?«

Mit ihr vor allen über den Corso Italia zu gehen, das hätte mir schon gefallen. Sei auf der Hut, ermahnte ich

mich und umklammerte den Hörer fester. Überleg mal: Du würdest sie nur blamieren. Das muss zwangsläufig eine Falle sein. Und außerdem, entschuldige bitte: Woher nimmt sie das Recht, dich so anzumachen? Ich war wütend. Aber auch, gegen meinen Willen, gerührt.

»Und was machen wir in der Stadt?« Ich fühlte vor.

»Das kann ich dir am Telefon nicht sagen.«

»Warum nicht?«

»Weil es ein Geheimnis ist.«

»Sag es mir, oder ich komm nicht.«

»Nein, sonst machst du nicht mit ...«

Ich schwieg, wartete in Ruhe ab. Sie zögerte, doch schließlich gab sie nach und flüsterte: »Ich will eine Jeans klauen. Ich weiß auch schon, welche.«

Ich hörte auf zu atmen.

»Alleine schaff ich es nicht, ich brauche jemanden, der Schmiere steht«, gab sie zu. »Und ich sag dir was: Das ist nicht irgendeine Jeans ... Sie kostet vierhunderttausend Lire!«, rief sie leise. Ich stellte mir vor, wie sie die Hand vor den Mund hielt, um bei sich zu Hause nicht gehört zu werden. »Wenn du mitkommst, klau ich auch für dich ein Paar. Versprochen.«

Papa steckte den Kopf durch die Tür der Küche, wo er den Tisch abräumte, und warf einen Blick in den Flur, wo ich steif vor dem Telefontischchen stand. Er hätte wer weiß was dafür gegeben, dass ich ausging und mich in der Stadt eingewöhnnte, die ich als feindselig empfand. Dabei hatte

ich nur einen Wunsch, die Zeit zurückzudrehen, in das Leben davor zurückzukehren und ihn nie mehr zu sehen.

Ich hasste ihn, obwohl er mir nichts getan hatte. Aber das war gerade das Problem, das Nichts. Die nackten Wände des für meine Ankunft frisch geweißelten Zimmers. Das leere Bett, in dem ich jede Nacht die Augen aufriss und vergeblich nach ihrer Hand, nach ihrem Knie suchte. Die Wohnung, in der sie sich nicht mehr unterhielten, sich nicht mehr stritten, mich nicht mehr riefen und beharrlich nicht da waren.

»Ich bin dabei«, antwortete ich schließlich.

Ich stellte mir vor, dass Beatrice lächelte; intuitiv durchschaute sie mich. Klauen war das Letzte, wozu eine wie ich in den Augen aller, aber nicht den ihren, fähig gewesen wäre. Ich habe geschrieben, sie sei damals ein normales Mädchen gewesen, und das stimmt auch, aber sie hatte eine Gabe: Sie verstand zu lesen. Nicht an der Oberfläche, auch nicht im Innern, sondern im Herzen. Worte, Gesten, Gewohnheiten. Gerade sie, die mit ihrem Aussehen ihr Glück würde machen können, wusste, dass die Wahrheit einer Person wie diejenige eines Buchs in dem steckt, was stumm bleibt; und geheim.

»Um halb vier am Eisenstrand. Weißt du, wo er ist?«

»Ja.«

Sie legte auf. Und ich, das Telefonkabel in der Hand, kehrte, auch wenn ich es nicht wollte, auch wenn ich misstrauisch und seit vier Monaten tot war, ins Leben zurück.

*

Der Eisenstrand ist zu weit entfernt, dachte ich, als ich mich in aller Eile anzog, Papa ohne weitere Erklärung ein »Ciao« zumurmelte und das Haus verließ.

Er wurde so genannt wegen des dunklen Sands, der Überreste einer alten Mine, und er lag mit Sicherheit nicht im Stadtzentrum. Ich hatte ihn zufällig im Juli gefunden, an einem der zahlreichen Nachmittage, an denen ich allein ziellos auf meinem Motorroller herumgefahren war. Er war mir aufgefallen, weil auch im Hochsommer niemand dort war. Es handelte sich um eine Felsbucht, in der das Wasser sofort tief wurde, und er lag trostlos in seiner Verlassenheit da, ein kümmerlicher kleiner Strand, den die Touristen links liegen ließen, zu dem ich mich jedoch sofort hingezogen gefühlt hatte. Aber während an jenem Novembersamstag der Regen meine Hose und meine Jacke völlig durchnässte, konnte ich beim besten Willen nicht begreifen, warum Beatrice sich dort mit mir verabredet hatte.

Weil sie sich meiner schämt, ist doch klar. Oder es ist ein Scherz, und sie wird nicht auftauchen.

An diesem Küstenabschnitt gab es weder Häuser noch Geschäfte, erst recht keine vierhunderttausend Lire teuren Jeans. An jeder Ampel bremste ich, drehte mich um und wurde von der logischen Versuchung gepackt, umzukehren. Doch ich fuhr, unwiderstehlich vorwärtsgetrieben, weiter.

Ich war »die Fremde«. So nannten sie mich in der Schule hinter meinem Rücken, laut genug allerdings, dass ich es

hörte. Als käme ich aus Argentinien oder Kenia statt nur aus einer anderen Region. Kaum betrat ich das Klassenzimmer, umringten sie mich schon und kritisierten meine Schuhe, meinen Schulranzen oder mein Haar. Jedes Mal, wenn ich ein *e* oder ein *z* anders aussprach als sie, kicherten sie. Auch Beatrice kicherte. Sie hatte mich nie verteidigt, war nie in der Pause zu mir gekommen. Und was will sie jetzt von mir? Dass ich für sie Schmiere stehe?

Wie blöd ich doch bin.

Ich schlängelte mich die Kurven zum Aussichtspunkt hinauf und ließ in gedrückter Stimmung und mit trüben Gedanken die Ortschaft hinter mir. Es begann zu regnen, stellenweise brach fahles Licht zwischen dicken schwarzen Wolken hervor. Die Straßen, die Häuser, die Strände: alles nass. Unmöglich, dass eine wie sie meine Freundin werden wollte.

Sie schminkte sich und schien jeden Tag direkt vom Friseur zu kommen. Und ich? Vergessen wir es. Jemand hätte mir beibringen müssen, auch auf mein Äußeres Wert zu legen, aber das war nicht geschehen.

Als ich die Kreuzung am Ortsende erreicht hatte, blieb ich am Stoppschild stehen und fühlte mich derart unsichtbar, sogar für meine Verhältnisse, dass ich mich verstohlen im Rückspiegel betrachtete. Mein Gesicht war blass, sommersprossig. Ich hätte ein bisschen Makeup auflegen können, wenn es denn in diesem Haus Schminke geben würde, wenn noch irgendetwas Weibliches vorhanden wäre, aber da war nichts. Ich bog in die Straße,

die zur windigen Spitze des Vorgebirges führte, und war mir sicher: Es handelte sich um einen Scherz. Ich würde mich allein dort wiederfinden, einsamer denn je, und würde mich von den Klippen stürzen. Ich war ein Fehler, ich konnte nur Fehler machen.

Doch sie war da.

Auf ihrem neuen SR Replica. Sie wartete auf mich unter dem schweren anthrazitfarbenen Himmel, den Helm zwischen den Händen und in einem dunklen Regenmantel, der sie bis zu den Füßen verbarg und aus dem nur ein Paar Stiefel mit so hohen Pfennigabsätzen hervorschaute, dass kein anderer Sterblicher, welchen Alters auch immer, in der Lage gewesen wäre, an einem Regentag einen Motorroller damit zu fahren. Der Wind ließ die langen Haare, die bis zum Po reichten und im Jahr 2000 weder üppig noch braun, sondern kastanienbraun waren, mit aufgehellten Spitzen, wie es damals Mode war, und mit einem Glätteisen geglättet, wild flattern. Sie hatte mich nicht angelogen, sie hatte mich nicht verraten; sie wollte tatsächlich mit *mir* ausgehen.

Ich verringerte die Geschwindigkeit und bremste ein paar Zentimeter vor ihrem SR meinen gebrauchten Quartz ab, der so ziemlich das Schlimmste war, was mein Vater hatte auftreiben können, und obendrein noch verunstaltet von peinlichen Aufklebern: ein erhobener Mittelfinger über dem hinteren Scheinwerfer, verschiedene Bulldoggen mit Irokesenschnitt und A für Anarchie, Punk-Überbleibsel, die nicht auf meinem Mist gewachsen waren.

Mit stockendem Atem, unregelmäßigem Herzschlag, weichen Armen und Knie nahm ich den Helm ab und hob den Blick, und bis jetzt, fast zwanzig Jahre später, hat sich ihr Gesicht meinem Gedächtnis eingeprägt. Es ist nicht wie das von heute, auf den Millionen Werbebildern an den Häuserwänden, den Titelbildern von Zeitschriften oder im Internet. Sondern wie es an jenem fernen Tag meiner Jugend war, dem einzigen, an dem ich sie außer Haus ungeschminkt gesehen habe. Auf dem nicht asphaltierten Parkplatz des Eisenstrands, niemand um uns herum, nur ich und sie von Angesicht zu Angesicht.

Die Haut ihres Gesichts war blass, gerötet und pickelig. Vor allem auf Kinn und Stirn waren die Versuche, sie auszudrücken, und Konstellationen schwarzer Pünktchen zu erkennen. Nicht dass dies ihre offensichtliche Schönheit geschmälert hätte, es waren ihre Gesichtszüge, die ohne die gewohnte Make-up-Maske unvollkommen und rund, ja sogar traurig wirkten. Der leichte Schmollmund mit den von der Kälte aufgesprungenen Lippen war ohne Lippenstift ziemlich nichtssagend. Aber die Augen waren schon damals außergewöhnlich, von einem Smaragdgrün, wie man es in der Natur nicht findet, mit langen Wimpern, die keiner Wimperntusche bedurften, und einem stummen, in ihrem Geheimnis versiegelten Blick; diese Augen, die der ganze Planet kennt oder zu kennen glaubt.

»Dein Motorroller ist scheiße, aber weißt du was, die Aufkleber gefallen mir.« Sie schenkte mir ein strahlend weißes Lächeln, das die Grübchen auf ihren Wangen

betonte, ein entwaffnendes Lächeln, mit dem sie jeden um den Finger zu wickeln verstand.

»Ich habe sie nicht draufgeklebt«, erwiderte ich aufrichtig. »Das war mein Bruder.« Was letztlich der einzige Grund war, warum ich sie nicht abgekratzt hatte.

»Ich habe dich vorhin angelogen, aber nur, weil du sonst nicht gekommen wärst. Wir fahren nicht in die Stadt, wir fahren nach Marina di S, und dein Quartz ist zu auffällig. Du musst ihn hierlassen.«

»Hier?« Ich blickte mich um. Um uns herum war nur eine öde Heide mit Erika und Wacholder, die vom Mistral zu Boden gedrückt wurden. Es gab nur das abweisende Meer.

»Ich komm nicht mit. Das sind mindestens zehn Kilometer.«

»Zwölf«, präzisierte sie.

»Das schaffen wir nicht mit einem zweizylindrigen Motorroller. Mein Vater ruft die Polizei, wenn ich vor dem Abendessen nicht zurück bin.«

Das stimmte nicht; wenn ich um Mitternacht nach Hause käme, würde Papa denken, ich sei eine normale Vierzehnjährige, und sich freuen.

»Mein SR schafft achtzig in der Stunde, was denkst du denn? Ich komme schließlich nicht aus Biella wie du. Wenn wir uns beeilen, sind wir um sieben wieder hier. Seit Tagen plane ich das schon. Warum vertraust du mir nicht?«

Weil du mit diesen Absätzen nicht zwölf Kilometer mit achtzig Stundenkilometern fahren kannst. Und weil du mir

einmal die Hand auf die Schulter gelegt hast und dann verschwunden bist. Und als du wieder aufgetaucht bist, hast du mich ignoriert und über die Sticheleien der anderen gelacht.

Aber das Schlimmste war, dass ich ihr bereits verziehen hatte.

»Na los, steig auf«, befahl sie mir und rutschte an die Spitze des Sattels, um mir Platz zu machen.

Ich stieg zögerlich von meinem Quartz; er war zwar Schrott, aber auch der einzige Motorroller, den ich hatte, und Papa, so sehr legte er Wert auf Äußerlichkeiten, hätte mir mit Sicherheit keinen schöneren gekauft.

»Was ist, hast du Angst, dass er dir geklaut wird?«, sagte sie lachend. »Von wem, den Möwen?«

Ich stieg hinter ihr auf, Beatrice gab Vollgas, sie hatte nicht gelogen, ihr SR war getunt. Sie fuhr den Pfad hinunter, der voller Schlaglöcher war, an der Sternwarte und dem Leuchtturm vorbei und im Slalom durch die Macchia, die nach Salz, feuchter Erde und wilden, zwischen den Steineichen versteckten Tieren roch.

Ich überwand meine Verlegenheit, klammerte mich an ihr fest und drückte meinen Oberkörper an ihren Rücken. Bea ließ mich gewähren, weil sie spürte, dass ich Angst hatte. Eine solche Geschwindigkeit war neu für mich. Die Räder rutschten auf dem nassen Asphalt, aber sie beschleunigte. Es fühlte sich an, als wären wir immer kurz davor, hinzustürzen.

Wir kamen auf die Landstraße: eine gerade zweispurige Linie voller Lastwagen und Autos, aber nicht ein Motorroller. Wir brausten mit siebzig Stundenkilometern dahin und überholten alle, so wie der Regionalzug mit den erleuchteten Fenstern dort oben im Norden, wo mein Leben geblieben war.

Im Westen zerriss die Sonne jenseits des Pinienwaldes die Wolken und senkte sich glühend aufs Meer. Im Osten waren die von den Minen ausgehöhlten Hügel bereits dunkel. Wir fuhren im Gleichgewicht auf der ununterbrochenen Linie, die die Fahrbahnen trennt, und die Autofahrer blinkten und hupten, um uns darauf hinzuweisen, dass diese Geschwindigkeit sehr gefährlich und es verboten sei, zu zweit auf einem Motorroller zu fahren. Ich schloss die Augen, ich bereute bereits, ausgegangen zu sein, auf sie gehört zu haben. Da löste Bea eine Hand vom Lenker.

Mit ihrer Hand, die in einem Wollhandschuh steckte, nahm sie meine nackte. Drückte sie.

Wir wussten so gut wie nichts voneinander, ich kannte ihren Schmerz nicht, und sie kannte meinen nicht, aber irgendetwas musste sie geahnt haben, denn ihre Finger schoben sich in meine und streichelten sie, und ich streichelte ihre. Und vielleicht deswegen, oder wegen der Kälte, begannen meine Augen verstohlen zu tränen.

*

Die Boutique hieß Scarlet Rose. Ich bin sicher, dass sie mittlerweile seit Jahren geschlossen ist, aber in jenem Winter in Marina di S war sie unübersehbar, mit sieben leuchtenden Schaufenstern an der Hauptstraße, und alle waren sie bereits gefüllt mit Weihnachtsdekoration. Die Boutique wirkte wie ein Raumschiff, so sehr strahlte sie.

Beatrice und ich blieben eine Weile davor stehen, uns halb zu Tode frierend, und beobachteten die Touristen, die aus Florenz, ja sogar aus Rom gekommen waren, die Regenschirme ausschüttelten und mit Millionen Lire in der Tasche eintraten.

Um uns herum war Marina di S von Leuten überschwemmt wie sonst nur am Wochenende oder in der Hochsaison. Der Menschenstrom war so dicht, dass man nicht durchkam. Von überallher tauchten Popcornwagen, Luftballonverkäufer und Akkordeonspieler auf, denen die abgehetzten Leute, beladen mit ihren Einkäufen, ein paar Münzen in den Hut warfen.

Mich haben diese Badeorte immer deprimiert, die rein touristisch sind und sonst nichts, anziehend nur wegen ihrer Nähe zum Meer. Marina di S war genau das: eine Ansammlung von Häusern um eine Reihe von Geschäften, mit einem kleinen Hafen sowie einem großen Kaufhaus und ohne Geschichte; ein bedeutungsloser Ort, der sich von Zeit zu Zeit herausputzt und nach Brigidini, Krokant und Pizza riecht. Und doch kam es mir an jenem Nachmittag wunderschön vor.

Beatrice hatte mich fest im Griff und drückte sich an mich. Vielleicht fürchtete sie, ich könnte es mir im letzten Moment noch mal überlegen, aber wieso hätte ich das tun sollen. An einem Samstag hier mitten auf der Hauptstraße zu stehen versetzte mich in einen Rausch: Es war das erste Mal, ich Arm in Arm mit einer Gleichaltrigen, unter einer Decke mit ihr. Ich wusste, dass es nur hier möglich war, wo uns keiner kannte, und dass Beatrice vollkommen ungeschminkt war, verborgen unter einem langen schwarzen Umhang statt in eine Wolke aus Glitter gehüllt, denn das war ihr Ziel: inkognito bleiben, aus den Augen, aus dem Sinn. Sie hatte die Kapuze über ihren Kopf gezogen und den Regenmantel geschlossen. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, war es wunderbar: Nur wir beide wussten, was dieser Augenblick bedeutete.

Als sie sich entschlossen hatte, zog sie mich vor das dritte Schaufenster; genau in dessen Mitte funkelte, überflutet von Licht, was, wie sogar ich begriff, *die* Jeans sein musste. Auf jedem Quadratzentimeter mit Swarovski-Schmucksteinen besetzt, schmal und eng anliegend wie der Schwanz einer Meerjungfrau. Der Rest der Schaufensterpuppe war nackt, zwangsläufig: Was könnte man einer solchen Hose auch schon hinzufügen?

»Meine Mutter hat gesagt, dass sie sie mir nicht kauft«, erklärte sie, den Blick unverwandt auf sie gerichtet, »auch nicht zu Weihnachten, nicht einmal wenn sie das Einzige wäre, was ich mir wünsche. Sie ist ein gemeines

Miststück.« Sie drehte sich zu mir. »Du hast keine Ahnung, was für ein gemeines Miststück meine Mutter ist, niemand weiß das.«

Ich schwieg, dieses Thema war tabu für mich. Ich begriff, dass es das auch für sie sein musste, denn sie fügte nichts mehr hinzu. Nachdem sie kurz überlegt hatte, blickte sie mir direkt in die Augen, mit einer Entschlossenheit, die ich nie vergessen habe.

»Eines Tages werde ich hineingehen und den ganzen Laden kaufen. Mit meinem Geld, das ich mir ganz allein verdient haben werde. Alles werde ich mir nehmen, den Laden plündern, leeren. Das schwör ich dir. Ich habe nie geklaut, und ich werde nie mehr klauen. Aber heute muss ich es tun, als Verteidigung. Verstehst du?«

»Ja«, erwiderte ich. Denn ich hatte tatsächlich das Gefühl, zu verstehen, dass der Jeansdiebstahl eine Frage von Leben und Tod war. Ich nahm mir fest vor, ihr zu helfen, die Jeans zu stehlen, auch auf die Gefahr hin, erwischt, identifiziert und aufs Polizeipräsidium gebracht zu werden. Dann würde mein Vater mich abholen, endlich einmal mich statt meines Bruders, und ich könnte ihn anschreien: »Hast du gesehen, wozu ich fähig bin? Wie schlecht es mir geht? Wie unglücklich ich hier bin? Bitte bring mich zurück nach Biella.«

Beatrice zog den Mantel aus, faltete ihn zusammen, steckte ihn in die Tasche und brachte ihr Haar in Ordnung. Und wie durch ein Wunder veränderte sich vollkommen ihr Aussehen.

Wir traten ein. Die Verkäuferinnen waren alle beschäftigt, was eine von ihnen aber nicht daran hinderte, uns zu bemerken, sich auf Beatrice zuzubewegen und einen überraschten und dann missmutigen Blick auf mich zu richten. Ich kann nicht mehr sagen, wie ich in diesem adrenalingeladenen Augenblick angezogen war. Nicht nur an dem Tag, sondern an jedem einzelnen versenkte ich meine Hände im Schrank und holte heraus, was da war, mit dem einzigen Ziel, mir was überzuziehen und unsichtbar zu werden. Nur dass in einem solchen Laden die Wirkung genau gegensätzlich war. Beatrice betrachtete mich ebenfalls und stellte mit Verspätung fest, dass auch ich, wie mein Quartz, eine Anomalie war.

Aber es gab jetzt kein Zurück mehr. Und niemand auf der Welt, niemand, kann eine Sache durchziehen wie Beatrice. Sie drückte ihre Lippen auf mein Ohr und flüsterte mir zu: »Tu so, als wärst du taubstumm.«

*

Als Erstes muss ich erzählen, wie Beatrice gekleidet war. Nicht nur weil ihre ganze Zukunft, ihr Ruhm und ihr Reichtum von ihrer hexenhaften Fähigkeit abhängen sollten, spurlos hinter ihrer Kleidung zu verschwinden. Sondern weil die Diebstahlsgeschichte und ihre Realisierbarkeit auf ebendieser Verkleidung beruhten.

Sie trug einen hellbeigen Mantel ihrer Mutter, der um die Taille mit einem prächtigen Elfenbeingürtel

zusammengebunden war und ihr ein so vornehmes Aussehen verlieh, dass sie mindestens fünf Jahre älter wirkte.

Dazu die bereits erwähnten Stiefel aus weichem, schwarz glänzendem Leder.

Und zu guter Letzt einen bodenlangen Samtrock, ebenfalls schwarz, mit Rüschen und schillernden Einsätzen aus Organza; den Modedesigner weiß ich nicht mehr, aber die Verkäuferin, die uns erspäht hatte, wusste es, und sie ging uns in die Falle. Sie näherte sich Beatrice, sobald sie mit der anderen Kundin fertig war, um ihr zu sagen, der Rock sei wunderschön und wenn sie etwas suche, das sie damit kombinieren könne, sei sie am richtigen Ort. Beatrice schwindelte ihr sofort vor, sie habe ihn in Florenz gekauft, weil sie dort mit mir lebe, ihrer kleinen, bedauernswerten Schwester.

In Wahrheit waren wir damals beide vierzehn, nur dass sie wie zwanzig und ich wie zehn aussah. Von Anfang an stand ganz selbstverständlich fest, dass sie die Hauptperson sein würde, und dieses Gesetz bestimmte unsere ganze Zukunft. Auch den Ausgang unserer Geschichte, dem ich es zu verdanken habe, dass ich hier im Verborgenen schreibe, während sie dort im Mittelpunkt der Welt steht, in aller Munde.

Die Verkäuferin bahnte sich einen Weg zwischen den Ständern hindurch. Beatrice begann damit, dass sie eine Bluse brauchen könnte. Sie zog den Mantel aus und reichte ihn mir mit ihrer Tasche. Sie stützte die Hände auf den

Tisch, auf dem Blusen, T-Shirts und Tops lagen. Ich bemerkte, dass ihre Augen ganz grün und begehrlich geworden waren, als wäre sie verzaubert.

»Ich probiere sie alle an«, sagte sie und ging in die Garderobe.

Ich folgte ihr gehorsam, blieb aber draußen. Ich sah undeutlich, wie sie sich entkleidete, einen Arm, eine Schulter. Die nach draußen gestreckte Hand: »Die nicht, die gefällt mir nicht!«, rief sie. »Jetzt die andere!« Gierig, gebieterisch. Dann kam sie heraus. Ging direkt zum Spiegel. Betrachtete sich. »Nein, die steht mir nicht.« Wütend.

Sie ließ sich andere Blusen, Pullover, Strickjacken bringen. »Ach!«, rief sie nach einer Weile hinter dem Vorhang. »Haben Sie auch etwas ausfallenere Jeans, die ich anprobieren könnte?«

Die Verkäuferin war inzwischen wie benommen. Beatrice hatte vor und in der Garderobe Berge von Kleidungsstücken angehäuft und erzählte ohne Ende, dass ihr Vater ein berühmter Journalist sei, dass ihre Tante in Paris in einem Modeatelier arbeite und dass ich, nun ja, diese seltene Krankheit hätte, die dafür verantwortlich sei, dass ich nicht wachse und nicht spreche, und dass unsere Mutter beinahe depressiv geworden sei. Bea erfand, schmückte aus, sie war eine begnadete Erzählerin. Bis ihr aus dem Schaufenster *die* Jeans gebracht wurde.

»Das ist die letzte, die wir noch in Größe 38 haben.«